

**Auf dem Truppenverbandplatz.**

Ein Berliner Parteigenosse, der als Sanitätsoldat im Osten steht, sendet uns folgende Schilderung:  
Seit dem Grauen des Tages tobt unaufhörlicher Kanonendonner, es gellt, die stark verschlungenen Ruffen aus ihren Erdhöhlen zu vertreiben und sich der verlassenen Gräben zu bemächtigen.

Ein solcher Kampf kostet oft große Verluste, und es fällt uns Krankenträgern die Aufgabe zu, die verwundeten Kameraden so schnell als irgend möglich vom Kampfplatz zu schaffen, um das wertvolle Leben eines jeden Kameraden zu retten.

Die . . . te Korporalschaft unserer Sanitätskompanie erhält Befehl, sich dicht an das Schlachtfeld heranzuschleichen. Wir marschieren also — 10 Krankenträger unter Führung eines Gefreiten — so früh aus unserm Quartier ab, daß wir zur festgesetzten Zeit an Ort und Stelle sind.

Vorbei geht's an Täler und Wälder, über morastige Wege und Sümpfe. Leichte und schwere Munitionskolonnen begannen uns; die Pferde werden zur äußersten Anstrengung — viel öfter aber mit selbstgefertigten Peitschen — angetrieben.

Wir sind am Ausgang eines Wäldchens angelangt: Vor uns liegt eine Talmulde; darin hat eine Batterie unserer Artillerie Stellung genommen. Von zwei Artilleristen wird das Geschütz auf einer Eiswage in den Schlund des Rohres gestoßen, um einige Sekunden später seinem tobdringenden Ziel entgegenzuschießen.

Doch wir haben keine Zeit zu verlieren, und so geht es vorwärts zum neuen Truppenverbandplatz. Ein kleines Bauernhaus mit zwei Stuben, dazu ein Pferdebestall mit sehr lustiger und geräumiger Scheune sind unser neuer Wirkungskreis.

Sofort werden die zwei Stuben für unsere Verwundeten mit Stroh belegt, denn schon haben unsere Truppen den Befehl zum Sturmangriff erhalten, und die ersten Verwundeten treffen ein. Sie sind bereits notdürftig von ihren Kameraden, teilweise auch von den Sanitätären im Schützengraben verbunden. Ihre Wunden werden nachgesehen und vorschriftsmäßig verbunden.

Die Leichtverwundeten legen die kurze Entfernung vom Kampfplatz zu unserem Verbandplatz zu Fuß zurück, die Schwerverwundeten kommen auf kleine Ruffenlatten gebettet, oft über und über mit Sand oder Blut bedeckt, an. Unsere Kämme sind zu klein, es muß sofort mit dem Abtransport in ein Feldlazarett begonnen werden. Wir Krankenträger haben alle Hände voll zu tun, schleppen Tragen heran, laden ab, verbinden und sind so beschäftigt, daß wir das Rufen der Heerführer kaum vernehmen. Wöglich schlagen dicht hinter den Raum, in dem sich noch viele verwundete Kameraden aufhalten, einige schwere Granaten ein. Ich sehe, wo wir hingeraten sind: rechts und links von uns stehen unsere 10,5 Feldhaubitzen und sehen den Ruffen arg zu. Diese scheinen die Stellung der Batterie entbedt zu haben und besunken sie . . .

Verwundete kommen und werden gleich in die bereitstehenden großen Lazarettwagen geschoben; es sind meist Bauch- und Kopfschüsse, die Verwundeten liegen in den letzten Augen, können aber vielleicht noch gerettet werden, wenn sie sofort zu den Ärzten geschafft werden, die mit großer Aufopferung ihren schweren Beruf erfüllen.

Wie viele von den Schwerverwundeten mögen den morgigen Tag noch erleben? Es sind vollbärtige Landsturmmänner, durchweg Familienväter, die vor mir auf der Tragbahre liegen. Viele verdrängen sich ihren Schmerz, viele sind befinnungslos, ich merke, daß das Leben entflieht. Sie nehmen die Zukunft ihrer Familien mit.

Wieder klauen sich die Wagen mit Verwundeten, einer von ihnen überdient mit seinen herzzerreißenden Schreien alle übrigen. Wir laden ihn zuerst ab, es ist mein Ausbildungsunteroffizier aus A.: er holte uns im April aus Schönberg ab und brachte mich nach der Garnison; er war damals nur garnisonsdienstfähig.

Fünf Tage nach seiner Verwundung habe ich ihn beerdigt. Er war ein prächtiger und humaner Vorgesetzter, der Beliebteste vom Ausbildungspersonal.

Die Nacht bricht herein. Noch immer sind wir in voller Tätigkeit; ringsum tiefe Stille, friedlich schlummert die Natur. Ich frage einen:

„Kamerad, was hast Du für eine Verletzung?“ — „Schenkel-schuß“, gab er zur Antwort. Ich fordere ihn auf, mich fest um den Hals zu fassen, und trage ihn in den Verwundetenraum. Er bittet mich, ihm doch den Mantel auszugiehen. Ich erschreke; es ist ein Leutnant vom Jägerregiment, den ich im Dunkel der Nacht mit „Du“ ansprach. Das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse

**Die Schicksalsmaus.**

Eine Erzählung von Tieren und Menschen.  
Von Harald Landrup.

„Doch was wollen Sie dann?“ fragte der andere matt. „Haben Sie noch nicht begriffen, Sie verstockter Säufer, Sie, daß Ihnen der himmlische Vater mehr als einmal die Frage vorgelegt haben, die ich jetzt an Sie richtete: Geld oder Leben! Sie hätten eine Frau bekommen können, die zu Ihnen gepaßt hätte, Sie glücklich gemacht haben würde — att dessen wählten Sie ein altes Weib, das Sie zwanzig Jahre gequält und geplagt hat. Sehen Sie, Lars Larsen, Sie wählten das Geld und entsagten dem Leben! — Vor ein paar Tagen wurden Sie Witwer und bekamen freie Hände. Sie konnten abermals wählen, hatten Geld, um sich und Ihrer Tochter das Leben angenehm zu gestalten. Auch diesmal standen Sie vor der Wahl zwischen Geld oder Leben — und wieder siegte das Geld!“

Lars Larsen fuhr sich mit seinem rot karierten Taschentuch über die Stirn. Endlich begann ihm ein Licht aufzugehen.

„Das ist ja entsetzlich, was Sie da sagen, Christensen,“ murmelte er.

„Was Sie getan haben, ist schlimmer, Lars Larsen,“ entgegnete der Philosoph unbarmherzig. „Heut' trat zum drittenmal die Frage an Sie heran: Geld oder Leben? Und erst jetzt, mit einem verrosteten Stück Eisen unter der Nase, verstanden Sie zu wählen. Sie sind schwer von Begriffen, mein Lieber!“

Der kleine Mann war ganz fassungslos; er konnte nichts erwidern. Er hatte bisher wenig von Nerven gespürt, aber jetzt bebten sie so, daß seine Gedanken fast gelähmt wurden.

„Sie denken mit dem Rückenmark wie die kleineren Tiere,“ fuhr Christensen fort. „Hätten Sie eine Ahnung von der Tragweite jedes einzelnen Erlebnisses, so würden Sie diese Wahl schon beim erstenmal, als die Frage an Sie herantrat, getroffen haben!“

„Ja, so habe ich es allerdings nie aufgefaßt,“ sagte Lars Larsen entschuldigend, „aber jetzt, wo Sie es sagen, verstehe ich es ganz gut. Nur diese schreckliche Art — die Bombe —“

„War es wirklich so schrecklich?“ fragte der Philosoph. „Stellen Sie sich vor, ich wäre tatsächlich ein verrückter Mensch gewesen, der Ihnen nach dem Leben getrachtet hätte. Was

zierte seine Brust. Ich entschuldige mich. Der Leutnant aber gab lächelnd zur Antwort: „Sanitätär, haben Sie etwas zu essen da?“ Ich erfülle ihm diesen Wunsch.

So geht es zwei Tage und zwei Nächte ohne Ruhe und Schlaf, und man hat kaum Zeit, einen kleinen Imbiß zu sich zu nehmen. Wir merken, wie auch unsere Kräfte nachzulassen beginnen. Es ist mir kaum noch möglich, einen Verbundeten in den Wagen zu heben. Ich frage den Gefreiten, ob wir denn nicht bald abgelöst werden.

Am andern Tage mittags endlich kriegen wir Befehl, abzurücken.

Eine andere Korporalschaft, 14 Krankenträger stark, löst uns ab.

Auch sie müssen gleich tüchtig ans Werk; die feindlichen Stellungen erweisen sich als schier uneinnehmbar.

Wieder wird zum Sturmangriff vorgegangen. Neue Opfer treffen ein. Ich zähle von 8 bis 12 Uhr 213 Verwundete; einige gefangene Ruffen sind darunter.

Wir kommen wieder bei der Kompanie an, reinigen und stärken uns.

Am andern Morgen haben wir Kirchhofsdienst. In Gedanken verkenne ich meinen Dienst. . . .

Mein Blick fällt auf ein Holzkreuz, das ich auf das freie Grab stecke. . . . er starb den Helmbtod fürs Vaterland.“ lese ich.

Ich grabe weiter. Es sind meine Kameraden, die ich hier zur letzten Ruhe setze.

**Kleines Feuilleton.**

**„Der Fenziswolf.“**

Der Fenziswolf, eine Finanznovelle. Aus der Quadrige (Verlag von Eugen Diederichs, Jena. Preis brosch. 2,50 M., geb. 3,80 M.)

Jenes „Angeheuer, das nicht lieben und hassen, das nur schlingen kann in grauenvoller Selbstgeweiheit“, dieser „Fenziswolf“ ist das moderne Kapital — das Kapital der großen Banken, das sich die Industrie, die Kräfte der Natur, das ganze wirtschaftliche Leben unterjocht und damit zum Herrscher wird über die Zukunft eines ganzen Volkes. Ein fahnes Unternehmen, dies Kapital zum Mittelpunkt eines Romans zu nehmen? und zwar des Kapital, losgelöst von allem Nichtgeschäftlichen, von allem Beiwerk rührseliger Liebesgeschichten, phantastischer Aufmachung, bunter Abenteuerlichkeit; aber wor wollte leugnen, daß die Macht und das Wirken dieses Kapitals in seiner weitgestaltenden, schicksalbestimmenden Bedeutungsmacht wert und würdig wäre, die künstlerische Kraft der Dichtung und Höchststrebenden in Anspruch zu nehmen?!

Was der Autor des „Fenziswolf“ — er verschweigt seinen Namen — gibt, ist nichts als eine Reihe von Telegrammen, Briefen, Protokollen, geschäftsmäßigen Berichten; alles knapp, ohne Drum und Dran, auf wenig über hundert Seiten Druck zusammengeknüpft. „Aber aber,“ rechtfertigt sich der Verfasser in einem kurzen Vorwort, „sainere Ohren hat, der hört den brausenden Pulsschlag sozialer und leidenschaftlich miteinander ringender Menschen“ auch aus dem scheinbar unpersönlichen, rein-geschäftlichen heraus, „der sieht die Kultur seiner Zeit in vibrierender, jagender, allumfassender Bewegung.“

Es mag dahingestellt bleiben, ob die hier gewählte Art der Darstellung, diese Beschränkung auf das Rein-Sachliche, diese bis zur letzten Konsequenz durchgeführte Anpassung der Form an den Stoff, die beste Lösung der Aufgabe bedeutet, das Zerstoren und Erschaffen einer solchen Kraft, wie sie das moderne Großkapital bildet, zu eindringlicher Wirkung zu bringen. Ob nicht zum mindesten der Pulsschlag unserer Zeit noch fühlbarer, überzeugender unser Ohr berühren würde, wenn die Zahl der Berichte und Protokolle besonders gegen den Schluß hin, wo das Kapital in den politischen Kampf eingreift, etwas reichhaltiger geworden wäre. Aber das soll kein Einwand dagegen sein, daß aus diesem Verflähen in all seiner Richtigkeit doch ein Blutstropf strömt, daß Eindrücke von jähster Kraft durch seine Lektüre vermittelt werden. Losgelöst von allen herkömmlichen romanhaften Floskeln spricht die Wahrhaftigkeit dessen, was zur Wiedergabe gelangt, um so beherzter. Und es ist Wahrhaftigkeit, ja, mehr noch: ist brutale Wirklichkeit, was diese Seiten geben: ein ungehobenes Bild von dem Wesen des modernen Finanzkapitals, seinen Zielen und seinen Wegen — wie es Ansprüche erhebt, Einfluß gewinnt, Widerstrebende hier gewinnt, dort zu Boden wirft, mit List und Bestechung, mit Drohungen und Gewalt arbeitet, die Öffentlichkeit beeinflusst, die Staatsleitungen bestimmt, das politische Leben for-

dann? Ich hätte Sie töten können, ja — aber Sie haben etwas viel Schlimmeres getan —! Sie haben sich selbst lebendig begraben. Sie haben sich unter Gottes freiem Himmel an einen Pfahl festgebunden, haben sich zu einem Geizhals, zu einem Sklaven des Geldes gemacht, das Ihr Diener sein sollte!“

„Das tue nicht nur ich, Christensen, Sie urteilen zu hart! Es gibt viele außer mir, die am Geld hängen — das müssen Sie selbst zugeben. Erst wenn man es zwischen den Händen hat, versteht man richtig, was Geld heißt.“

„Wie wollen Sie von Geld reden“, sagte Christensen.

„Sie haben doch nie eins gehabt.“

„Na, hören Sie —“

„Weiß Gott, es ist so! Etwas haben, heißt das Recht haben, es zu besitzen; Sie aber haben Ihr Geld nie besitzen dürfen. Zuerst war's Ihre Frau, die vor der Kaffe stand, jetzt, wo diese in Ihre eigenen Hände kam, sah ein kleiner Teufel in Ihnen und predigte: Ansehen — ja; aber nicht berühren! Ob Sie achtzigtausend Kronen oder achtzigtausend saule Kessel auf der Bank haben, bedeutet ziemlich daselbe, wenn Sie nur noch mehr dadurch zusammenscharren wollen. Der Bettler, der nur einen Groschen hat, ihn aber auszugeben magt, ist reicher als der Geiztrager, der über zweihunderttausend Kronen verfügt und sie nicht auszugeben magt. Ein Geizhals ist nicht der Herr, sondern der Sklave seines Geldes.“

„Ja, Sie haben recht,“ stieß Lars Larsen seufzend hervor, „es ist, wie Sie sagen. Ich bin tatsächlich ein Narr gegen mich selbst gewesen.“

„Und,“ fügte Christensen gelassen hinzu, „ein Schurke Ihrer Tochter gegenüber. Ihr eigenes, erbärmliches, verpfushtes Leben ist nicht mehr zu ändern, aber das Recht Ihres Kindes auf bessere Tage müssen Sie anerkennen. Jetzt ist es Zeit, daß Waren einen Gewinn von euren Einkünften hat; lassen Sie in Gottes Namen das Kapital stehen, wenn es nicht anders sein kann — aber glauben Sie ja nicht, daß Sie jemand dadurch nützen, wenn Sie Zins auf Zins häufen. Sollte es wirklich so viel zu bedeuten haben, ob ein paar tausend Kronen mehr oder weniger auf der Bank stehen, wenn Sie sich zuletzt doch von dem Geld trennen müssen?“

„Das ist vollkommen richtig,“ antwortete Lars Larsen. „Wir sind wohlhabende Leute, und es ist eine Schande, wenn wir nicht dementsprechend leben. Aber es ist über mich gekommen wie eine ansteckende Krankheit — meine selige Frau sagte immer, man könne nie genug Geld haben.“

rumpiert, der Tyrann der ganzen Entwicklung einer Volksgemeinschaft wird. Es sind die Wasserkräfte Norwegens, der herrlichste Schatz des Landes, sein Reichtum und seine Macht, die das Kapital hier im Kampf mit den Vertretern der Volksinteressen, den demokratischen Parteien, den Sozialisten voran, der Ausübung durch die Gemeinschaft und zum Besten der Gemeinschaft entzieht und dem Profitinteresse einer kleinen Schicht von Besitzenden dienstbar macht. Welche kein Tendenzroman, der hier geschrieben wurde! Aber wie aus ihm mit wuchtiger Klarheit das eigentliche Wesen und Wirken des Kapitals heraustritt, so muß sich dem Sinkenden auch die Konsequenz aufdrängen, die daraus erwächst: Die Notwendigkeit, um einer gesunden Zukunft der Völker willen den Fenziswolf des Kapitalismus zu bekämpfen und zu vernichten mit den Waffen des Sozialismus.

So viel anspruchsvoller dieses Buchlein auftritt als etwa Kellersmanns großer phantastischer „Tunnel“-Roman (zu dem es sich in bewussten Gegensatz stellt), so viel deutlicher und unverfälschter sind die Einblicke, die es in das moderne Wirtschaftsleben gestattet. Spannend vielleicht nicht im üblichen Sinne, aber doch fesselnd durch die eherner Folgerichtigkeit und Wahrhaftigkeit des Dargestellten, entbehrt es auch nicht — aller scheinbaren Geschäftsmäßigkeit und Rührertheit des Stils zum Trotz — wahrhaft dichterische Qualitäten.

**Das System Ford — ein Bluff.**

Man soll keinen smarten Amerikaner trauen, auch wenn er seinen Arbeitern 5 Dollar für 8 Stunden Arbeit bezahlt und — als Friedensengel auftritt.

Die amerikanische Arbeiterpresse, die auch anfänglich auf Fords Reformen heringefallen war, hat inzwischen festgestellt, daß das geträumte System Ford mit seinen hohen Löhnen auf einer bisher unerhörten Ausnutzung der Arbeitskraft beruht. Diese war so ergiebig, daß der Reingewinn sich von 28 Mill. Doll. auf 48 Mill. Doll. erhöhte, ohne daß neues Kapital angelegt wurde. Ferner werden nur die geschicktesten und „zuverlässigsten“ Arbeiter ausgewählt, und sie müssen sich dann eine völlige Sklaverei auch in ihrer privaten Lebensführung gefallen lassen, um zu den Gratifikationen zugelassen zu werden.

Kurzum, das System Ford ist, wie die „Metallarbeiter-Zeitung“ aus amerikanischen Zeitungen feststellte, eine Netzkorn, ein Bluff und ein vorzügliches Geschäft für den Wohlthäter.

**Notizen.**

— Kunstabend. Der dänische Märchenerzähler Jakob Tegtere wird am 1. Weihnachtstfesttag in Klinkworth-Scharwenka-Saale neue Märchen von Andersen erzählen.

— Eine Stiftung für Schriftsteller freier Geistesrichtung. Die Angst Specht-Stiftung in Gotha, die u. a. den Zweck verfolgt, Schriftsteller, deren Werke von freiem Geiste getragen sind, durch einen Preis auszuzeichnen, hat den diesjährigen Preis in Höhe von 2000 M. John Henry May in Charlottenburg für seine „Gesammelten Werke“ zuerkannt. Ferner erhielt Vorngraber in Uebersee, der Dichter der Dramen „König Friedrich“, „Die ersten Menschen“, „Giordano Bruno“ eine literarische Ehrengabe. Desgleichen Dr. Heinrich Schmidt in Jena, der durch vollständige Darstellungen philosophischen und naturwissenschaftlichen Inhalts sich hervorgetan hat.

— Die feindlichen Tanzbeine. Die Primaballerina der Hofoper in Wien, Fräulein Cerri, ist wie die allermeisten Ballettsolistinnen Italienerin, wenn auch nur aus Mailand. Als der Krieg zwischen Italien und Oesterreich-Ungarn ausbrach, ließ man Fräulein Cerri nicht mehr auftreten — wenn dieses harte Wort für ihre anmutige Kunst erlaubt ist. Jetzt aber hat man den Vertrag mit ihr erneuert und ihr sogar ein Jahresgehalt von 16 000 Kronen zugestanden. Aber die bodenständigen Tänzerinnen sind erbittert und in einem Wiener Blatt nimmt sich das sogenannte Theater-Tinterl der beleidigten heimischen Tanzbeine an. Ein alter Coupletstreifen lautet: „Sehn's, so heiter ist das Leben in Wien!“

— Plomben aus Pappe. Der Krieg mit seinen mannigfachen Umwälzungen hat verschiedentlich dem Papier und der Pappe neue Anwendungsgebiete erschlossen, und vielfach haben diese aus der Not der Zeit geborenen Anwendungsformen zu der Erkenntnis geführt, daß man unbewußt bisher Verworfenes trieb. An Stelle der Weiderruhplombe sind nun im Betriebe der österreichischen Staatsbahnen Pappeplomben zum Verschluß von Güterwagen angewandt worden. Diese Pappeplomben haben Nietverschluß und eignen sich durch ihre Handlichkeit und ihren niedrigen Preis für diesen Zweck so gut, daß ihnen wohl auch nach dem Kriege der Vorzug vor den Weiderruhplomben gegeben werden dürfte.

„D, es gibt eine ganze Menge derartig törichter Redensarten,“ erwiderte Christensen. „Sagt man nicht auch, der Rajah von Brahmputra habe sechstausend Frauen? Dort drunten heißt es, man könne nie genug Frauen haben; und hier sind wir so genügsam, daß manche meinen, es sei schon eine Zudiel! — Alles mit Maß und Ziel, auch die Sparsamkeit. Man darf seine Seele nicht hungern lassen, um sein Sparkassenbuch zu mästen. Glauben Sie nicht, daß Ihre Tochter, wenn es Ihnen einmal befugte, zu sterben und das Geld freizugeben, von dem Joch der Armut erdrückt sein würde, das Sie ihr auferlegen wollten? Es ist vorgekommen, daß Buchthändler so lange im Gefängnis gefesselt haben, daß sie weinten, als sie ihre Zelle verlassen sollten. Danken Sie Gott, daß er Ihnen Geld gegeben hat, und bitten Sie ihn darum, Ihnen die Fähigkeit zu verleihen, es auf die rechte Weise zu verwenden, so lange es Zeit dazu ist!“

Lars Larsen verstand nicht alles. Es dauerte bei ihm immer etwas länger, bis er mit seinen Gedanken ins reine kam. Aber der erste handgreifliche Eindruck hatte seine Wirkung getan. Christensen's Ausspruch: Geld oder Leben! war wie ein Blitzstrahl in das nächtliche Dunkel seiner Seele gefallen. Und er schämte sich, daß er stets das Falsche gewählt hatte, so oft er vor die Frage gestellt worden war.

„Ich habe das Leben nie so gesehen wie jetzt,“ sagte er nachdenklich, „habe mich selbst verkauft, wie Sie sagen. Ja, das ist wahr. Ich war in meiner Jugend ein hübscher, lustiger Bursch, müssen Sie wissen, hätte ein Mädchen haben können, das brav und sauber war — aber da kam das verfluchte Geld — und jetzt ist es für ein neues Leben zu spät!“

„Für etwas Vernünftiges ist es nie zu spät,“ entgegnete Christensen. „Ziehen Sie wieder auf's Land, wo Sie hergekommen sind, lassen Sie Ihre Tochter einen braven Mann heiraten — sie ist doch in Andersen verliebt, soviel ich weiß.“

„Schweigen Sie mir von dem!“ rief Lars Larsen. „Sie haben mir die Augen darüber geöffnet, was ich der Zukunft meines Kindes schuldig bin. Und darum können Sie nicht meinen, daß ich sie einem Verbrecher geben soll!“

„Sind Sie so überzeugt, daß Andersen das Geld genommen hat?“

(Fortf. folgt.)

